

Besprechungen

de Vries, J., S.J., *Critica. Editio altera penitus recognita*. gr. 8^o (XI u. 210 S.) Freiburg-Barcelona 1954, Herder. 60.— Pes., geb. 80.— Pes.

Die Besprechung der 1. Aufl. des Werkes in dieser Zeitschrift (15 [1940] 456) gab dem Empfinden und der Erwartung Ausdruck, eine Neuauflage werde gewiß nicht unverändert bleiben — so sehr drängte an vielen Stellen die Sache selbst und ebenso der sich nie verleugnende Wille zur Sache nach Umarbeitung und Weiterführung der Gedanken. Der Verf. gibt in der Vorrede Rechenschaft darüber, wo und wie er dieser sachlichen Forderung entsprochen hat: Vor allem ist die Frage nach der Realität der „Außenwelt“ neu bearbeitet; wichtigere Zusätze und Neufassungen betreffen das Problem der Induktion, der Begriffserkenntnis, der Möglichkeit einer allgemeinen Ontologie und Metaphysik; die Kapitel über naturwissenschaftliche und geschichtliche Erkenntnis sind systematisch strenger eingegliedert worden, nämlich in Teil 2 als organische Fortsetzung der Thesen über die Erkenntnis anderer Subjekte und der Dinge; dafür wird Teil 3 nun ganz dem Thema „Metaphysische Erkenntnis“ gewidmet; ein erstes Kap. weist die Möglichkeit von Metaphysik als Wissenschaft nach, ein zweites, das in der 1. Aufl. an früheren Stellen behandelte Teilfragen aufnimmt und in größere Zusammenhänge einordnet, studiert Sinn und Möglichkeit einer „Metaphysik der Erkenntnis“; hier wird Maréchal „intellektueller Dynamismus“ verhältnismäßig ausführlich diskutiert, wie auch die Interpretation von De ver. q. 1 a. 9, die der Verf. in Auseinandersetzung mit Boyer und Hoenen früher gegeben hat, systematisch verwertet. Die vielen kleineren, aber oft durchaus nicht unwesentlichen und sicherlich auf langes Nachdenken zurückgehenden Abänderungen und Ergänzungen, denen man im Text immer wieder begegnet, bestärken und erhöhen den Eindruck, den man vom Ganzen erhält, daß nämlich verantwortungsbewußte, scharfsinnige und nicht zuletzt für didaktische Erfordernisse höchst aufgeschlossene Arbeit geleistet worden ist. Im einzelnen soll noch hingewiesen sein z. B. auf den Versuch einer Vertiefung der Position gegen den allgemeinen Skeptizismus, Relativismus und erkenntniskritischen Idealismus (nn. 111 119 130), auf die genauere, obwohl immer noch nur für eine erste Einführung berechnete Darstellung des Kritizismus Kants (nn. 52 85 275), auf die dankenswerte Systematisierung der „geistigen Haltungen gegenüber der Wahrheit“ (nn. 240 sqq.) usf.

Der Verf. gibt auch an, was ihn hauptsächlich zu dieser Umgestaltung seines Werkes bewegt hat: das Bestreben, den metaphysischen Charakter der Erkenntnis-kritik stärker hervortreten zu lassen und die Metaphysik selbst mit aller nur erdenklichen Sorgfalt grundzulegen. Von Anfang an wird die „indoles metaphysica“ des gesamten Traktates betont (n. 5); der 3. Teil präzisiert diese Idee in ausgezeichneten Formulierungen (nn. 247 271). Zumal die Theorie der ersten Seins- und Denkprinzipien (nn. 68 sqq.) lebt ganz aus dieser Durchdringung von erkenntniskritischer und ontologischer Methode; ebenso die der Allgemeinbegriffe (nn. 33 sqq. 185 sqq.) wie auch z. B. die der Rückführung des Sinnes der Urteilskopula auf Realsein (nn. 286 sqq.). Es wird beim Studium des Werkes deutlich, daß der Augenblick nicht fern zu sein scheint, da Erkenntnistheorie ihre Stellung *innerhalb* von Metaphysik noch grundsätzlicher und unbedingter begreift; jedenfalls treibt alles über die Zweisheit von „Disziplinen“ hinaus. Es dürfte sich dann u. U. sogar die Stellungnahme zu Maréchal, die, bei aller didaktisch gebotenen Vereinfachung schon einmal der Darstellung seiner Theorie selbst, eindrucksvoll und anregend ist, ein wenig modifizieren; es bleibt zum mindesten offen und zu überlegen, ob Maréchals „transzendente“ Methode nicht doch als mögliche „erste“ Lösung des Realitätsproblems dann in Betracht käme, wenn man ihre kantischen Voraussetzungen streng gelten ließe, insbes. das (freilich völlig unbestimmbare) „Sein“ der Dinge an sich und der Erkenntnisobjekte, das Sichgeben der Sinneseindrücke als „Erscheinungen“ und die Notwendigkeit eines zunächst wie auch immer zu umschreibenden „Unbedingten“; vielleicht brauchte man dann nicht von vornherein abzustreiten, daß sich zeigen ließe, dieses „Unbedingte“ sei keinesfalls nur als Erscheinung oder als regulative Idee o. ä. zu deuten, sondern

echt ontologisch und metaphysisch, und von daher könne man Rückschlüsse auf den Realitätsgrad der bedingten „Seienden“ wagen — die andere Schwierigkeit, mit der Maréchal's Theorie kämpft und an der sie schließlich denn doch scheitern dürfte, den Aufweis der Realgültigkeit des Finalitätsprinzips betreffend, will der Verf. ja recht eigentlich erst in seiner angekündigten „Theologia naturalis“ thematisch entwickeln (vgl. n. 302).

Kap. 6, dessen Umarbeitung vor allem in die Augen fällt (sie ist vorweggenommen in der Abhandlung „Tun und Erkennen“: Schol 17 [1942] 321 ff.), sucht die Realgültigkeit unserer Erkenntnis der „Außenwelt“ durch größere Lebensnähe und breiteren phänomenologischen Unterbau überzeugender zu gestalten, als es in der 1. Aufl. der Fall war. Der „Gesamtlebenszusammenhang“, in dem die Wahrnehmungswelt steht, ihre Verzahnung mit Erinnerung, Erwartung und Handeln, soll die Realitätsgegebenheit anderer Personen und der Dinge sicherstellen, und dies mit Hilfe des Kausalitätsprinzips und der Einsicht, daß der „Zufall“, der sonst beim Zusammenstimmen von Erinnerung, Erwartung und Eingriff durchs Tun mit der Wahrnehmungswelt herrschen würde, kein zureichender Erklärungsgrund für dieses Zusammenstimmen, für die „Erfüllung“ der Erwartung, für den „Erfolg“ des Tuns, abgeben könne (nn. 165 166 168). Daß der Zufall Regelmäßigkeit und Konstanz nicht erkläre, wird allerdings erst bei Behandlung der Induktion aufgezeigt (n. 261, vgl. 182, 1). Man darf zu all dem zwei Wünsche äußern: es wäre ganz ausdrücklich irgendwo gesagt worden, warum ein „transzendentes Subjekt“, in dessen Grund die Einzelsubjekte wurzeln würden (was vor der eigens durchgeführten Abwehr jeder Art Panmonismus und Pantheismus als Hypothese noch nicht ausgeschlossen ist), nicht dasjenige, was wir Wahrnehmungswelt nennen, ideal konstituieren könnte, ohne daß man annehmen müßte, diese Konstitution geschähe regellos und willkürlich — ja hätte nicht selbst die so abstrus scheinende Frage nach der Möglichkeit des cartesianischen „mauvais génie“ hier, wo es auf die abstrakt-theoretisch-reflexive Vergewisserung von Täuschungsfreiheit im ganzen ankommt, noch ihren guten erkenntnis-kritischen Sinn? Die Anwendung des Kausalitätsprinzips auf die Wahrnehmungsakte würde dann vielleicht doch nicht so eindeutig zum Ziele führen, wie versichert wird (vgl. n. 158, obi. 2); daß hinter den Erscheinungen irgendeine wirkende Realität stehe, das bliebe ja auch dann gewahrt. Und der zweite Wunsch: man fände gern auseinandergesetzt, wie der Außenweltbeweis aus „Erfüllung“ und „Erfolg“, vor allem des „Tuns“, sich prinzipiell von dem des dialektischen Materialismus aus der „Praxis“ unterscheidet, den man doch sonst nicht ohne weiteres zuzugeben geneigt ist. Denn es kann ja auch kein Zufall sein, daß etwa, wie die Materialisten gegen den „Idealismus“ argumentieren, die Ergebnisse und Erwartungen der Strukturchemie sich in der technischen und industriellen Praxis bewahrheiten und bewähren; und doch möchte man meinen, Ergebnisse und Erwartungen *plus* Bewährung und Erfolg, die ja auch nur durch Wahrnehmung vermittelt werden, fielen allesamt unter die kritische Frage nach dem Realitätsgrad des *Ganzen* des Wahrnehmungszusammenhangs. Der Unterschied zwischen beiden Auffassungen, der darin liegt, daß in einem Falle die wissenschaftliche (mathematisch-naturwissenschaftliche) Verarbeitung der Wahrnehmungen (etwa in der Strukturchemie) einbezogen wird, im anderen nicht, dürfte, abgesehen von der angewandten oder abgelehnten dialektischen Methode, kaum wesentlich sein. Besteht er entscheidenderweise nur darin, daß hier ausdrücklich auf die Unmöglichkeit der Erklärung durch Zufall zurückgegriffen wird, während der „Diamat“ diese Unmöglichkeit, soweit zu sehen, im vorliegenden Fall nur stillschweigend voraussetzt?

Das alles soll aber nicht heißen, an den Verf. seien nur Wünsche zu richten. In erster Linie ist das Positive einer Leistung anzuerkennen, die das Werk zu einer philosophischen Monographie macht, die strengen Anforderungen genügt und zugleich ein Lehrbuch sein kann, das zur Einführung dient. Wir besitzen mit diesem Werk sicherlich das beste in seiner Art. Sein bedeutsamster Vorzug dürfte die tief durchdachte, methodisch genau durchgegliederte Systematik sein, im Sinne einer jeden einzelnen Schritt verantwortenden, reflexen Rekonstruktion unserer Wirklichkeitsgewißheit. Nur so kann heute erkenntnistheoretisch philosophiert werden.

H. Ogiermann S. J.